

**„Es muss mit einer Tatze gerissen sein“**

## **Marie-Luise Scherer über Präzision, Zeit und Zigaretten**

*Friederike Herrmann*

Marie-Luise Scherer hat als Journalistin gearbeitet, doch ihre Reportagen gelten als „bedeutende Literatur“ (Gustav Seibt in der *Süddeutschen*). Sie wurde 1938 in Saarbrücken geboren und war über 20 Jahre Autorin beim *Spiegel*. Für „Die Hundegrenze“, eine Geschichte über die Deutsch-Deutsche Grenze, wurde Marie-Luise Scherer 1994 mit dem Ludwig-Börne-Preis ausgezeichnet. Zweimal erhielt sie den Egon-Erwin-Kisch Preis. Sie hat zwei Bücher veröffentlicht: „Ungeheurer Alltag“ 1988 bei Rowohlt und „Der Akkordeonspieler“ 2004 im Eichborn Verlag. Gerühmt wird ihre „schreckliche Wahrnehmungsfähigkeit“ (Angelika Overath) und ihre Gabe, poetische Texte mit dokumentarischer Genauigkeit zu formulieren.

Marie-Luise Scherer lebt heute im kleinen Dorf Damnatz an der Elbe, nahe der ehemaligen Grenze. Zu unserem Gespräch empfängt sie mich in ihrem Garten mit Stockrosen und Obstbäumen, an einem Augusttag im Sommer 2005. Noch vor ihr begrüßt mich ihr freundlicher, großer schwarzer Hund aus dem Tierheim. Er sieht ein bisschen nach Rottweiler aus. Marie-Luise Scherer trägt einen leichten, mädchenhaft weiten hellgrauen Baumwollrock, Sandalen mit Keilabsätzen und ein hellgraues T-Shirt. Die offenen Haare umrahmen in attraktiver Unordnung das eigenwillig schöne Gesicht. Sie führt mich in ihr Haus, eine ehemalige Tischlerei, und bereitet ein Frühstück mit Lachs und Dill, den sie aus Nachbars Garten stibitzte. Während sie den Dill hackt, erzählt sie die Geschichte des Nachbarn, eines alten

Junggesellen, Bauern und Bücherwurms. Seine Mutter, „die schönste Frau des Dorfes“, sei vor kurzem gestorben. Wir frühstücken um die Mittagszeit im ehemaligen Stall, neben einem Sofa stapeln sich Zeitungen und Bücher, an der Wand hängen Bilder befreundeter Künstler. Meine riesige tiefrote Kaffeetasse stammt aus einem Hotel in New York.

*Frau Scherer, ich möchte Ihnen einen Satz aus Ihrer Geschichte „Die Hundegrenze“ vorlesen: „Wie ein Machete schlug die Rute aus, dass es den ganzen Körper mitriß bis zum Kopf, und die kleine Wildnis, aus der er ragte, rechts und links zur Seite knickte.“ So begrüßt der Grenzhund Alf seine künftigen Besitzer, die Familie Sigall. Können Sie mir sagen, wie Sie einen solchen Satz finden, wie er entsteht?*

Ich habe mir die Begegnung ausgemalt; sie ist mir so natürlich nicht geschildert worden. Das waren ja pragmatische Leute, die einen Grenzhund suchten, um ihn dann bei sich zu Hause erneut an die Kette zu legen. Hunde erweichen generell mein Herz, ich liebe sie und ihr Leid trifft mich. Eigentlich möchte ich um Gunst für sie werben.

Und hier habe ich einen Hund als Erscheinung beschrieben, ihm Schafgarben auf den Kopf rieseln lassen, ihm sogar Festlichkeit zugesprochen. Die Szenerie war schnell im Kopf, schneller als der Satz auf dem Papier.

*Ja, die Szene hat etwas Feierliches, es heißt „Ein Geriesel von Schafgarbenblüten bildete ein Dreieck auf seiner Stirn, passend darunter die erfreute Miene“.*

Diesem Hund habe ich eine pompöse Kulisse bauen wollen. In meiner Vorstellung glich er sogar einem Renaissance-Pagen. Er hatte auch so eine Art Kragen. Das sind Einfälle, die von der Nacht begünstigt werden. Ich schrieb ja nachts. Die Nacht bringt riskante Bilder, die Pferde gehen mit einem durch. Dieses Ausufernde kann dann aber bei Tageslicht nicht bestehen. Ich sage mir, jetzt mach mal halblang, jetzt lass den Hund auch Hund sein.

*Schreiben Sie solche Einfälle nieder?*

Ja, ich schreibe sie schon hin. Man hat ja mehr Einfälle als man gebrauchen kann, man produziert Abfälle, versucht etwas und muss kapitulieren. Die Fähigkeit, etwas auszudrücken ist ja viel kleiner und ärmer als das, was der Kopf anbietet. Das eigentliche Manuskript ist dann nur noch ein kleiner Stapel, neben dem hohen Stapel mit den Versuchen und Irrtümern. Übertrieben gesagt schreibe ich jedes Wort tausend Mal. Wie jemand, der eine Handschrift übt, oder diese Leute, die vor einer Unterschrift Luftbewegungen machen bis schließlich die Hand zur Signatur herunterschließt.

*Es gibt ein Zögern vor der Endgültigkeit?*

Bis ich einen Anfang habe, nehme ich immer wieder ein neues Blatt. Für jeden Satz. Streichungen ertrage ich erst, wenn etwas auf der Seite stehen bleiben kann. Doch das sollte ich nicht erzählen. Ich bin kein Vorbild für Journalisten, für Leute, die in die Hetze und Strenge dieses Metiers wollen. Ich hatte Zeit. Das heißt, ich habe sie mir genommen, aber das muss man auch aushalten können. Ich hatte das Privileg, dass man Erwartungen in mich setzte, was auch eine Bürde war. Ich musste mich auf diesem Drahtseil der Erwartungen halten.

*Man muss es aushalten können, dass die anderen auf einen warten und die Zeit treibt die Ansprüche weiter in die Höhe?*

Ich wurde um diese mir gewährte Zeit oft beneidet. Aber: Die Peitsche ist man sich selbst. Schließlich ist man berüchtigt wegen dieses Zeitaufwandes. Man strapaziert ja die Geduld der Redaktion. Meine Arbeitsweise kann man einem jungen Journalisten nicht empfehlen, das wäre ungerecht. Denn wenn mir etwas gelungen sein sollte, dann hat das mit Zeit zu tun. Ich habe auch Kündigungen riskiert. Mein Glück war eine gewisse Außenreputation. So etwas macht stabil im Haus.

*Es gehört auch Mut dazu, so zu arbeiten.*

Ich habe es immer durchgehen lassen, dass man sagte, die hat Schreibschwierigkeiten. Dann hat man die Nachsicht der Kollegen.

Eigentlich hätte ich sagen müssen, ich habe eine hohe, länger obwaltende Unzufriedenheit, bis ich den Satz ertrage, den ich schreibe.

*Wann sind Sie zufrieden, mit Ihren Sätzen, mit Ihren Wörtern?*

Es gibt in der Geschichte der Hundegrenze einen Mann, der die Hunde der Reihe nach an seinem wattierten Beißarm rotieren lässt. Sie rotieren, als säßen sie in einem Kettenkarussell. Da hatte ich zunächst eine schwächere Metapher, wusste aber, dass ich eine bessere finde. Als ich dann das Kettenkarussell hatte, bedeutete das Glück für mich. Das ist nur ein Wort, doch es trägt mich den ganzen Tag.

*Haben Sie ein Bild, eine Vorstellung vom Text, bevor Sie zu schreiben anfangen?*

Ich weiß es nicht... Ich habe immer eine ganz hohe Idee. Und irgendwann muss ich klein begeben, die Idee muss herunter geholt werden. Ich versuche das mir Mögliche. Bevor man sich ans Schreiben setzt, glaubt man sich fähiger als man ist. Manchmal wird man aber auch von sich selbst überrascht, dann weitet sich ein Einfall aus, der vorher ganz klein war. Ich hasse kombinierte Adjektive, solche Bindestrich-Lösungen, wie etwa wie bürgerlich-dünkelhaft oder männlich-überlegen. Nein, ein Wort! Es muss mit einer Tatze gerissen werden, muss ein Wort sein. Das Wort muss man finden.

*Sind das plötzliche Einfälle? Oder welche Strategien haben Sie für die Suche solcher Wörter?*

Manchmal weiß ich abends, dass ich bis zum Morgen ein Wort haben werde. Ich habe über Roulette-Spieler in einer Spielbank in Bregenz geschrieben. Da gibt es eine ganz spezielle Klientel nach Mitternacht, die geht nicht mehr auf die Toilette, die hat Harnverhaltung, weil sie an keinem Tisch etwas versäumen will. Die Toilettenfrau sagte mir das. Ich habe ein Wort gesucht für diese totale Widmung, dieses Geeichtsein auf die Sphäre des Spiels. Dann fand ich das Wort Nummernfirmament. Die Sterne dieser Leute stehen auf dem Filz. Das Wort Nummernfirmament ist ein kleines Findeglück zwischen

zwei Kommata. Doch dieses Findeglück ist teuer mit Zigaretten bezahlt.

*Sie blieben eine ganze Nacht auf, um ein Wort zu finden?*

Ich habe sowieso nachts geschrieben. Die Nacht ist nicht terminiert, die ist lang. Das ist eine andere Situation, als wenn um ein Uhr Kinder aus der Schule kommen und das Essen erwarten. Es muss diese Grenzenlosigkeit, dieses Offene sein. Morgens habe ich dann die Anzahl der Zigaretten im Tagebuch notiert; das sind schreckliche Bilanzen, wenn ich mal so ein Schreibjahr durchblättere. Ich habe immer geraucht und immer das Rauchen beklagt. Wenn es für ein *Ceuvre* wäre, gut, doch es sind Geschichten für ein Wochenblatt.

*Sie haben den Börne-Preis erhalten, für Ihre literarischen Reportagen. Und im vergangenen Jahr ist Ihr zweites Buch „Der Akkordeonspieler“ in Enzensbergers „Anderer Bibliothek“ erschienen.*

Ein Sammelband. Überschätzen Sie das nicht. Enzensberger ist ein Freund der Chronisten. Und ich hätte auch den Akkordeonspieler wahrscheinlich noch nicht fertig, wenn er mich nicht leise angetrieben hätte. Er sagte immer, ich habe Zeit wie ein Angler. Er hat mich nie gehetzt, er ist schlau. Er hat gesagt: Schreiben, schreiben, schreiben – Kunst machen wir später. Aber das funktioniert nicht bei mir.

*Sie schreiben nicht einfach mal drauflos?*

Das kann ich nicht. Ich weiß gar nicht, was ich dann schreiben soll. Was ist denn die Handlung beim Akkordeonspieler? Der geht in Berlin hin und her, fährt ab und zu über Moskau in den Kaukasus und wieder zurück. Was sollte man da erzählen, nackt, im *dpa*-Stil? Ich habe keine hochinteressanten Fakten. Das sind Geschichten, die leben durch die Präzision der Schilderung. Mein Ressortleiter sagte einmal, die Hälfte reicht auch. Er meinte die Hälfte der Mühe. Aber wenn ich die Hälfte nehme, habe ich gar nichts.

*Ihre Texte leben von der Sprachkunst.*

Ich will nicht von Kunst reden, aber ich bemühe mich um Präzision. Man träumt das Unmachbare. Jeder Satz ist dann eine Kapitulation. Die Frage ist aber: Wann kapituliert man? Allerdings kapituliere ich nie bei der Suche nach einem Wort. Zum Beispiel: Wie riecht Mottenpulver? Nach acht Stunden hatte ich das Wort grämlich.

*Frau Scherer, haben Sie Vorbilder beim Schreiben?*

Flaubert ist meine Hoheit.

*Haben Sie von ihm etwas gelernt?*

Ja, das einzig gültige Adjektiv. Er ist nie redundant. Er hat eine große Kenntnis von den Gegenständen des Alltags: Er weiß, wie ein Hutband gebunden wird. Mich interessieren solche technischen Abläufe. So eine knappe ingenieurhafte Richtigkeit, die Präzision einer Bastelanleitung. Die Abfolge unscheinbarer Handlungen.

Im Akkordeonspieler gibt es die Mittelpritsche im Zug. Das zu schreiben ist tückisch: Die obere Pritsche kann aufgeklappt bleiben, die untere ist die Sitzbank für das ganze Abteil. Die Mittelpritsche ist die Rückwand der unteren Pritsche und wird hochgeklappt. Das ist ein anderer Schwierigkeitsgrad als der Hund in den Schafgarben. Flaubert schildert solche Abläufe in drei ganz knappen Satzschritten. Mich interessiert Präzision, sonst eigentlich gar nichts. Wenn die Präzision gemeistert wird, bringt sie alles.

*Präzision und Schnelligkeit gehen nicht zusammen.*

Ich glaube schon, dass es eine Gedankendisziplin gibt. Also Leute, die sehr präzise und schnell sein können. Aber es gibt diese schreckliche Halbrichtigkeit. Außerdem erzeugt die gute Optik einer Seite auch eine zu schnelle Zufriedenheit beim Schreiben. Das ist sicher die Gefahr des Computers. Was verloren gehen könnte, ist dieses redliche Durchstreichen und es noch einmal probieren und dann wieder rückgängig machen. Man hat fünf Tage geschrieben, alles wieder verändert und kommt nach fünf Tagen doch wieder auf den ersten Satz zurück.

*Wann ist ein Satz gut?*

Wenn er schlackenlos ist. Wenn ich wenig atmosphärische Hilfsmittel bemühen muss und gestempelte Sätze schreibe, mir eine feste Kontur gelingt. Ich sitze lange an einem Satz, weil ich eine Vorstellung davon habe, wie er greifen muss.

*Die Geschichte der Hundegrenze hat eine sehr kunstvolle Dramaturgie...*

...die entstand nicht gezielt. Ich habe noch nie in meinem Leben ein Exposé abgegeben.

*Sie hatten keinen Plan für den Aufbau der Geschichte?*

Ich wusste nur, wie die Geschichte enden musste: Mit dem See, in dem die Hunde untergegangen sind. Und mit dem guten Ende für diesen einen Hund. Es gibt aber die Angst vor dem Anfangen. Deshalb rette ich mich in die furchtbare Arbeit des Tonbandabschreibens.

*Die Bänder mit den Recherchegesprächen schreiben Sie alle selbst ab?*

Beim *Spiegel* gab es auch Schreibbüros. Aber ich schreibe selektiv ab und manchmal auch formulierend. Die Schreibbüros schreiben jedes Wort ab – am Ende hat man soviel Papier, dass man wahnsinnig wird. Ich schreibe verdichtend ab. Und habe dabei manchmal Einfälle, die mir nachher, wenn ich sie haben müsste, vielleicht gar nicht mehr kämen. Ich wünsche mir manchmal so ein eingebautes Notizbuch, wie einen Herzschrittmacher. Beim Radfahren habe ich eine Idee für den Anfang einer Geschichte – und wenn ich nach Hause komme, ist sie weg.

*Machen Sie auch Notizen während der Recherche?*

Natürlich. Ich habe ganze Bücher, ganz dicke Hefte. Bei der Paris-Geschichte zum Beispiel habe ich nicht mit Tonband gearbeitet. Da habe ich jeden Abend in einem Restaurant gesessen und die Tagesernte festgehalten. Dann bin ich entspannt, anders als beim Verfassen des endgültigen Textes. Man ist locker: Und locker macht begabt.

*Wie nutzen Sie diese Aufzeichnungen beim Schreiben?*

Ich zerschneide die Tonbandprotokolle, die Aufzeichnungen müssen schreiberleichternd sortiert werden. Zum Beispiel füge ich alles zum Thema „Dorfleben an der Grenze“ oder „Allgemeines Soldatenbefinden“ zusammen.

*Verbirgt sich darin vielleicht eine Gliederung?*

Gliederung? Ich weiß gar nicht, was das ist. In die Hefte klebe ich dort kleine Fähnchen, wo ich etwas einfügen will. Das ist schon eine sehr große Vorarbeit, diese Hefte haben dann tausend eingeklebte Zettel.

*Aber Sie haben keinen Plan für Ihren Text? Sie sagen nicht, jetzt habe ich eine gewisse Zeit von diesem Hund erzählt, jetzt muss wieder etwas anderes kommen?*

Ich habe bestimmt eine Methodik, aber ich weiß nichts davon.

Ich habe mal eine Filmkritik geschrieben, da gab es einen Elch, der hatte sich in der Richtung vertan und ist in einem norddeutschen Weizenfeld gelandet. Es war ein Film von Hark Bohm. Der Elch ist also in dem Feld und lässt sich nieder. Und diese Abfolge des Hinzusetzens ist sehr kompliziert, wie bei Kamelen, haben Sie das einmal gesehen? Als hätten sie zu viele Glieder, die sie einklappen müssen. Bis der Elch saß, war meine Arbeitsnacht zu Ende und ich hatte nichts über den Film geschrieben. Der Elch war nämlich nur das Eingangsmotiv. Über dem Elch hatte ich die Geschichte verloren. Man gerät auf ein Nebengleis und hat die Nacht vertan.

*Was bei aktuellen Filmkritiken ein Problem sein kann.*

Ich habe, glaube ich, drei Filmkritiken im *Spiegel* geschrieben. Da muss man, je nach Redaktionsschluss, schon den schnellen Wurf beherrschen. Beim *Spiegel* gibt es diese hochfähigen Journalisten, die in 48 oder weniger Stunden eine Titelgeschichte schaffen. Bei dieser Vorstellung wird mir schwindelig. Wer unbedingt Journalist werden will hat ein ganz anderes Naturell. Ich tappe wochenlang durch die Sümpfe des Grenzgebietes. Für einen richtigen nervösen Profi wäre

das Zeitverlust. Ich kenne ja noch keinen Informanten und wende mich an keinen Bürgermeister. Ich gehe einfach los.

*Immerhin haben Sie als Journalistin bei Tageszeitungen in Köln und Berlin begonnen.*

Ich bin da hineingeraten, als 18jähriges Mädchen. Und ich habe auch damals nicht die Tagesroutine bedient. Es gibt ja diese Geschichten, die auf Waschzetteln basieren: Eine Bezirksverordnetenversammlung, der Berliner Wasserhaushalt. Da hat man schon eine ganze Seite gefüllt, wenn man schreibt, was auf der Tagesordnung steht und wer den Vorsitz führt. So etwas habe ich nie geschrieben.

*Was waren Ihre Themen?*

Immer Konkretes: Flohzirkus; über die Jahresinventur im Zoo, also das Vermessen der Krokodile, das Durchzählen der Paviane auf ihrem Felsen; über Rentner, die Paarungszeiten bei den Huftieren abpassen.

*Hat sich Ihr Schreiben verändert, im Laufe der Jahre?*

Ich habe gelernt „Nein“ zu sagen. Das war beim *Spiegel*, Ende der 70er Jahre. Am Anfang ist man geltungsbedürftig, will Applaus für Polemik. Aber das ist oft billige Brillanz. Irgendwann kam der Zeitpunkt, an dem ich keine Guillotine mehr habe sausen lassen.

*Was war der Anlass für dieses Nein?*

Da gab es einmal den Themenvorschlag „FKK-Weltkongress in Madeira“. Da hieß es, das sei etwas für mich. Und ich habe Nein gesagt.

*Warum haben Sie Nein gesagt?*

Die Geschichte ist schon vorpointiert durch Nacktheit. Ich würde zu jedem Hundekongress fahren, aber nicht auf den Nudistenkongress. Diese Geschichte hat Zwänge. Etwa die Beschreibung flatternder Hintern oder aus den Fugen gerutschter Büsten. Ich bin ja für Bekleidetheit. Fürchte eigentlich den Sommer für das, was er freilegt.

*Mich beschäftigt immer noch, ob Sie Techniken haben, das Ganze eines Textes zu entwerfen. Erzählen Sie jemandem Ihre Geschichten, bevor Sie schreiben?*

Nein. Was soll ich erzählen? Das wäre auch eine Vorwegnahme. Man kann, wenn man in einer guten Verfassung ist, viel besser erzählen als schreiben. Dann macht man etwas kaputt. Mündlich gelingen Zwischentöne, die auf dem Papier ihre Finesse einbüßen könnten.

*Stellen Sie sich beim Schreiben Ihre Leser vor?*

Ich ertappe mich dabei, durch einen Satz oder ein Wort bestimmten Leuten gefallen zu wollen, stelle mir ihr Vergnügen oder ihr Lob vor. Die vielen Leser stelle ich mir nicht vor.

*Ist das Schreiben leichter geworden im Laufe Ihrer Berufstätigkeit?*

Nein. Es war immer unökonomisch und ich war immer auffällig. Vielleicht hat man mehr Schreiberfahrung. Trotzdem ist jede Geschichte neu, wie eine Doktorarbeit.

Ich bemühe mich um eine unerbittliche Wörterdisziplin und dann stellt sich der Terror mit den Silben ein. Ich weiß was ich erzählen will, aber die Syntax sperrt sich gegen die Wörter. Ein Name wie Grand Hotel National kann jeden Satz kaputt machen. Aber das Hotel heißt eben so. Beim rein fiktiven Schreiben könnte ich das Hotel umbenennen. Zum Beispiel trägt eine Frau im Akkordeonspieler ein Siebenkaräter im Ausschnitt. Ich hänge ihr aber aus Gründen der Syntax einen Achtkaräter um, das ist vielleicht dokumentarisch nicht ganz seriös.

Aber ich kann eine Geschichte auch vor Angst liegen lassen, wochenlang. In diesen Wochen geht es mir nicht gut, denn das sind Arbeitsschulden. Erst gegen Ende deckt sich das Dach von allein, wenn man einmal über den First hinaus ist. Dann fliegt es einem zu.

Die einen schreiben Romane, würden aber nicht eine Nacht für ein Adjektiv dransetzen. Das sind andere Gewichtungen. Ich bin nicht effizient, aber penibel. Leider aber habe ich einen sehr nachlässigen Umgang mit der Zeit. Denn Zeit ist das Einzige, mit dem man wirklich kleinlich umgehen muss.